1. Gemeinsames Lesen…
2. Beim Lesen unbekannte Wörter unterstreichen…
3. Unbekannte Wörter gemeinsam erklären…
4. Beim Lesen romantische Wörter-Motive-Symbole unterstreichen…
5. Romantische Wörter-Motive-Symbole gemeinsam erklären…
6. Inhalt verstehen…
7. Erzähltechniken bestimmen…
8. Erzählform
9. Erzählhaltung
10. Erzählte Zeit…
11. Erzählperspektive
12. Charakterbeschreibung-Reinhard…
13. Charakterbeschreibung-Elisabeth…
14. Charakterbeschreibung-Erich…
15. Charakterbeschreibung-Mutter Elisabeths…
16. Charakterbeschreibung-Mutter Reinhards…
17. Die Novelle als romantische Novelle ınterpretieren…

MEINE MUTTERHATS GEWOLLT

Einige Tage nachher, es ging schon gegen Abend, saß die Familie, wie gewöhnlich um diese Zeit, im Gartensaal zusammen. Die Türen standen offen; die Sonne war schon hinter den Wäldern jenseits des Sees.

Reinhard wurde um die Mitteilung einiger Volkslieder gebeten, welche er am Nachmittage von einem auf dem Lande wohnenden Freunde geschickt bekommen hatte. Er ging auf sein Zimmer und kam gleich darauf mit einer Papierrolle zurück, welche aus einzelnen sauber geschriebenen Blättern zu bestehen schien.

Man setzte sich an den Tisch, Elisabeth an Reinhards Seite. „Wir lesen auf gut Glück," sagte er, „ich habe sie selber noch nicht durchgesehen."

Elisabeth rollte das Manuskript auf. „Hier sind Noten," sagte sie, „das mußt du singen, Reinhard."

Und dieser las nun zuerst einige tiroler Schnaderhüpfel, [Fußnote: Dialektisch für „Schnitterhüpfen," d. h. Schnitter-Tänze oder Lieder, die besonders in Tirol und in Bayern gesungen werden.] indem er beim Lesen zuweilen die lustige Melodie mit halber Stimme anklingen ließ. Eine allgemeine Heiterkeit bemächtigte sich der kleinen Gesellschaft. „Wer hat doch aber die schönen Lieder gemacht?" fragte Elisabeth.

„Ei," sagte Erich, „das hört man den Dingern schon an, Schneidergesellen und Friseure und derlei lustiges Gesindel."

Reinhard sagte: „Sie werden gar nicht gemacht; sie wachsen; sie fallen aus der Luft, sie fliegen über Land wie Mariengarn, [Fußnote: Der Volksglaube hat dieses feine Gewebe von Feldspinnen immer in Verbindung mit den Göttern gebracht. Nach Einführung des Christentums wurde es auf die Jungfrau Maria bezogen: aus dem feinsten Faden soll das Leichenkleid gewoben worden sein, worin Maria nach ihrem Tod eingehüllt wurde. Während ihrer Himmelfahrt wäre das Gewebe wieder von ihr losgebrochen.] hierhin und dorthin und werden an tausend Stellen zugleich gesungen. Unser eigenstes Tun und Leiden finden wir in diesen Liedern; es ist, als ob wir alle an ihnen mitgeholfen hätten."

Er nahm ein anderes Blatt: „Ich stand auf hohen Bergen..." [Fußnote: Ein altes Volkslied von einem schönen aber armen Mädchen, das den jungen Grafen nicht heiraten konnte, und sich in ein Kloster zurückzog.]

„Das kenne ich!" rief Elisabeth. „Stimme nur an, Reinhard; ich will dir helfen."

Und nun sangen sie jene Melodie, die so rätselhaft ist, daß man nicht glauben kann, sie sei von Menschen erdacht worden; Elisabeth mit ihrer etwas verdeckten Altstimme dem Tenor sekundierend.

Die Mutter saß inzwischen emsig an ihrer Näherei; Erich hatte die Hände in einander gelegt und hörte andächtig zu. Als das Lied zu Ende war, legte Reinhard das Blatt schweigend bei Seite. Vom Ufer des Sees herauf kam durch die Abendstille das Geläute der Herdenglocken; sie horchten unwillkürlich; da hörten sie eine klare Knabenstimme singen:

Ich stand auf hohen Bergen Und sah ins tiefe Tal...

Reinhard lächelte: „Hört ihr es wohl? So geht's von Mund zu Mund."

„Es wird oft in dieser Gegend gesungen," sagte Elisabeth.

„Ja," sagte Erich, „es ist der Hirtenkasper; er treibt die Starken [Fußnote: Süddialektisch für „die Färsen."] heim." Sie horchten noch eine Weile, bis das Geläute hinter den Wirtschaftsgebäuden verschwunden war. „Das sind Urtöne," sagte Reinhard; „sie schlafen in Waldesgründen; Gott weiß, wer sie gefunden hat."

Er zog ein neues Blatt heraus.

Es war schon dunkler geworden; ein roter Abendschein lag wie Schaum auf den Wäldern jenseits des Sees. Reinhard rollte das Blatt auf, Elisabeth legte an der einen Seite ihre Hand darauf und sah mit hinein. Dann las Reinhard:

Meine Mutter hat's gewollt, Den andern ich nehmen sollt': Was ich zuvor besessen, Mein Herz sollt' es vergessen; Das hat es nicht gewollt.

Meine Mutter klag' ich an, Sie hat nicht wohl getan; Was sonst in Ehren stünde, Nun ist es worden Sünde. Was fang' ich an!

Für all' mein' Stolz und Freud' Gewonnen hab' ich Leid. Ach, wär' das nicht geschehen, Ach, könnt' ich betteln gehen Über die braune Heid'!

Während des Lesens hatte Reinhard ein unmerkliches Zittern des Papiers empfunden; als er zu Ende war, schob Elisabeth leise ihren Stuhl zurück und ging schweigend in den Garten hinab. Ein Blick der Mutter folgte ihr. Erich wollte nachgehen; doch die Mutter sagte: „Elisabeth hat draußen zu tun." So unterblieb es.

Draußen aber legte sich der Abend mehr und mehr über Garten und See; die Nachtschmetterlinge schossen surrend an den offenen Türen vorüber, durch welche der Duft der Blumen und Gesträuche immer stärker hereindrang; vom Wasser herauf kam das Geschrei der Frösche, unter den Fenstern schlug eine Nachtigall, tiefer im Garten eine andere; der Mond sah über die Bäume.

Reinhard blickte noch eine Weile auf die Stelle, wo Elisabeths feine Gestalt zwischen den Laubgängen verschwunden war; dann rollte er sein Manuskript zusammen, grüßte die Anwesenden und ging durchs Haus an das Wasser hinab.

Die Wälder standen schweigend und warfen ihr Dunkel weit auf den See hinaus, während die Mitte desselben in schwüler Mondesdämmerung lag. Mitunter schauerte ein leises Säuseln durch die Bäume; aber es war kein Wind, es war nur das Atmen der Sommernacht.

Reinhard ging immer am Ufer entlang. Einen Steinwurf vom Lande konnte er eine weiße Wasserlilie erkennen. Auf einmal wandelte ihn die Lust an, sie in der Nähe zu sehen; er warf seine Kleider ab und stieg ins Wasser. Es war flach; scharfe Pflanzen und Steine schnitten ihn an den Füßen, und er kam immer nicht in die zum Schwimmen nötige Tiefe.

Dann war es plötzlich unter ihm weg, die Wasser quirlten über ihm zusammen, und es dauerte eine Zeitlang, ehe er wieder auf die Oberfläche kam. Nun regte er Hand und Fuß und schwamm im Kreise umher, bis er sich bewußt geworden, von wo er hineingegangen war. Bald sah er auch die Lilie wieder; sie lag einsam zwischen den großen blanken Blättern.

Er schwamm langsam hinaus und hob mitunter die Arme aus dem Wasser, daß die herabrieselnden Tropfen im Mondlichte blitzten; aber es war, als ob die Entfernung zwischen ihm und der Blume dieselbe bliebe; nur das Ufer lag, wenn er sich umblickte, in immer ungewisserem Dufte hinter ihm. Er gab indes sein Unternehmen nicht auf, sondern schwamm rüstig in derselben Richtung fort.

Endlich war er der Blume so nahe gekommen, daß er die silbernen Blätter deutlich im Mondlicht unterscheiden konnte; zugleich aber fühlte er sich in einem Netze verstrickt, die glatten Stengel langten vom Grunde herauf und rankten sich an seine nackten Glieder.

Das unbekannte Wasser lag so schwarz um ihn her, hinter sich hörte er das Springen eines Fisches; es wurde ihm plötzlich so unheimlich in dem fremden Elemente, daß er mit Gewalt das Gestrick der Pflanzen zerriß und in atemloser Hast dem Lande zuschwamm. Als er von hier auf den See zurückblickte, lag die Lilie wie zuvor fern und einsam über der dunklen Tiefe.

Er kleidete sich an und ging langsam nach Hause zurück. Als er aus dem Garten in den Saal trat, fand er Erich und die Mutter in den Vorbereitungen einer kleinen Geschäftsreise, welche am andern Tage vor sich gehen sollte.

„Wo sind Sie denn so spät in der Nacht gewesen?" rief ihm die Mutter entgegen.

„Ich?" erwiderte er; „ich wollte die Wasserlilie besuchen; es ist aber nichts daraus geworden."

„Das versteht wieder einmal kein Mensch!" sagte Erich. „Was Tausend hattest du denn mit der Wasserlilie zu tun?"

„Ich habe sie früher einmal gekannt," sagte Reinhard; „es ist aber schon lange her."